

(Nachdruck verboten.)

46] Der Manksmann.

Roman von Hall Cairns. Autorisierte Uebersetzung.

„Ich freue mich, Sie hier in einem so schönen Heim zu sehen“, sagte Philipp.

„Ist es nicht herrlich?“ entgegnete sie.

„Sie müssen sehr glücklich sein.“

„Warum sollte ich auch nicht glücklich sein?“

„Nichts hindert Sie. Ihr Haus ist reizend, behaglich. Ihr Mann trägt Sie auf den Händen —“

Sie lachte, weil sie nicht sprechen konnte. Das Sprechen war ein durchsichtiger Schleier, das Lachen dicker, wirbelnder Rauch; darum lachte und lachte sie.

„Was für ein lieber, herziger Mensch er ist!“ sagte Philipp.

„Nicht wahr!“ erwiderte Käthe.

„Bildung und Verstandesanlagen gehen nicht immer zusammen.“

„Jede Frau würde solch einen Mann lieben,“ sagte Käthe.

„Er ist so einfach, so natürlich, so arglos —“

Dies hieß aber schon eine zu gefährliche Stelle berühren, sie versanken daher wieder in ihr früheres Schweigen. Dies Schweigen aber war fürchterlich, seine Macht erbarmungslos. Wenn sie über die armeligsten Dinge hätten sprechen können, so wäre der Zauber gebrochen gewesen. Philipp dachte, es sei am besten, aufzustehen; es blieb aber bei dem Gedanken. Käthe hätte forgehen mögen, aber sie fühlte sich wie festgewurzelt. Mit abgewendeten Gesichtern blieben sie noch einige Augenblicke, wo sie waren, als ob ein Geist zwischen ihnen stände.

Frau Gorry kam herein, um zum Abendessen zu decken, und Käthe kam zu sich. Sie gewann es wieder über sich, zu lachen, und lachte nun über alles. Er ließ sich aber nicht täuschen. „Sie liebt mich noch immer,“ sagte die Stimme seines Herzens. Der Gedanke war ihm verhaft, aber er hatte sich seiner völlig bemächtigt, es gab kein Entrinnen. Er gedachte des Hochzeitsabends und des flehenden Blickes, den sie ihm zuwarf, als sie mit Pete davonsuhr; dies bestärkte ihn in dem Glauben, daß ihr Vater, der habgierige Heuchler, sie zu der Heirat gezwungen habe. Er sagte sich, daß es gar leicht sein würde, ein neues Feuer auf dem noch warmen Herd zu entzünden. Wenn sie lachte und er ihr in die herrlichen Augen sah und das Zucken ihres Mundes bemerkte, fühlte er etwas von dem alten Schauer, der alten Leidenschaft, der schrankenlosen Liebe zu dem Weibe, das ihn liebte, trotz allem, was geschehen war, und nur weil sie nicht anders konnte. Doch nein! Sollte er sechs Monate umsonst außer Landes zugebracht haben? Er wollte starb, er wollte ehrenhaft sein. Und wenn es not thäte, diese Frau vor sich selber retten.

Endlich zündete Käthe ein Licht an und sagte: „Ich muß Sie nun in Ihr Zimmer führen.“

Sie plauderte fröhlich, während sie die Treppe hinaufgingen. Auf dem Gange öffnete sie die Thür des Zimmers, das über dem Besuchszimmer lag, ging hinein und ließ den Rollvorhang herunter. In heiterem Tone sagte sie, er habe vielleicht kein Nachthemde mitgebracht; sie hätte ihm eins von ihrem Mann hingelegt und hoffe, daß es groß genug für ihn sein würde; dabei lachte sie wieder. Er nahm ihr auf der Schwelle das Licht ab und küßte die Hand, die es getragen hatte. Sie stand einen Augenblick zitternd da, wie ein erschrockenes Kind, dann eilte sie fort; unten hörte man eine Thür zuschlagen und Käthe war in ihrer eignen Stube; sie kniete vor ihrem Bett, den Kopf in die Decke vergraben, um das Schluchzen zu ersticken, das vielleicht durch die Mauern gedrungen wäre.

Bei all ihrer Leichtfertigkeit, trotz all ihres Lachens hatte der alte quälende Gedanke sie nicht verlassen. Sollte sie es ihm sagen? Könnte er sie wohl verstehen? Würde er es glauben? Wenn er sich die Schwere der fürchtbaren Lage, in die sie nun bald geraten sollte, zum Bewußtsein brächte, würde er nicht doch einen Versuch machen, sie heraus zu reißen? Und wenn er es nicht thäte, nicht wollte, nicht konnte, müßte sie ihn dann nicht hassen auf immerdar? Bei seinem Anblick,

bei der Berührung seiner Hand, bei dem Klang seiner Stimme war die alte Liebe mit voller Leidenschaft wieder in ihr erwacht. O, wie schön hätte es sein können, wie herrlich wäre es gewesen! —

Petes Nidley kam mit der ersten Morgenluft im Hasen an und die drei frühstückten zusammen. Als Käthe sich schwerfällig um das Kamin bewegte, schmunzelte Pete vergnügt und ließ es nicht an anzüglichen Winken fehlen.

„Mehr Milch, Mamaschen!“ wisperte er und ahnte dann allerlei Säuglingsgeplapper nach.

Nach dem Frühstück rauchten die Männer und Käthe nahm ihre Näherei wieder auf. Sie war mit den kleinen Arbeiten beschäftigt, die so hübsch, so voll zarter Lust und köstlicher Freude sind, und dem Weibe gewöhnlich eine neue Welt der Zärtlichkeit aufschließen. Philipp sah nach ihr hin, und sie ließ das kleine Stück weißes Leinen, an dem sie arbeitete, in ihren Schoß fallen. Pete sah es, stahl sich hinter ihren Stuhl, langte über ihre Schulter hinweg und riß ihr das kleine weiße Ding aus den Fingern, hielt es dann ausgestreckt in seinen riesigen Händen und schnaukte wie ein Schmiedeblasenbalg. Es war das Hemd eines Widellindes.

„Sei nicht böse, Schatz,“ schmeichelte er, als Käthe das Blut ins Gesicht stieg. „Philipp muß mit der Zeit eine Art Vaterstelle bei dem Jungen übernehmen — daß er Pete ist, versteht sich von selbst — da schadet's auch nichts, wenn er sein kleines Hemdchen sieht. Wir müssen ihn auch Philipp nennen. Was sagst Du dazu, Kitty — Philipp soll er heißen — seid ihr einverstanden?“

VII.

Als ihre Zeit näher kam, reifte in ihr der Entschluß, das Wochenbett nicht im Hause ihres Mannes abzuhalten. Dort während einer solchen Krisis zu sein, schien ihr ein Leben auf vulkanischem Boden. Ein falscher Schritt, ein leidenschaftlicher Antrieß und die Erde unter ihren Füßen konnte einbrechen.

„Ich muß eine Zeit lang nach Hause gehen, Pete,“ sagte sie.

„Versteht sich,“ erwiderte Pete, „s giebt niemand wie 'ne gute Mutter, wenn's so um eine junge Frau steht.“

Pete brachte sie im Gig zu ihrer Mutter zurück; er fuhr sehr langsam und hob sie so behutsam, wie ein kleines Kind, hinauf und herunter. Sie atmete frei auf, als sie das Ulmenhaus verließ, doch sobald sie wieder ihre alte Schlafstube in der Mank's-See bezogen hatte, wurde sie inne, daß sie nur ein Elend mit dem andern vertauschte. Hier lebten die Geister so vieler Erinnerungen an unschuldigen Schlummer und frohes Erwachen beim Gezwickler der Vögel und dem Narren des Sandes auf dem Wege draußen. Der altvertraute Ort, die kleine Stube mit einem armeligen Fensterchen, das auf den Obstgarten ging, das Bett mit seinen zeltartigen rosa Vorhängen, die lieben alten Bettdecken, das Waschbeden, der Kleiderschrank, das Rouleau mit dem alten Muster, der Fußteppich von Schaffell, das übertünchte Torfmoos unter dem Dach — es war alles daselbe, und doch, o Gott, wie so anders!

„Gieb mir einmal den Spiegel her, Nancy, damit ich mich drin befehe,“ sagte sie, und Nancy gab ihr den Handspiegel, der am Morgen nach der Wellisch gestungen war.

Sie schob ihn verdrießlich zurück: „Solch ein zerbrochenes Ding ist gar nicht zu brauchen,“ sagte sie.

Pete suchte das Haus Tag und Nacht heim. Es war kein Bett für ihn da und man nahm an, daß er zum Schlafen nach Hause gehe. Er wanderte jedoch in der Dunkelheit über das Moor nach dem Strande, und in aller Frühe stand er schon wieder am Thore und brachte die kalte Morgenluft mit ins Haus, wenn er durch die halb geöffnete Thür wisperte: „Wie geht es ihr jetzt?“

Die Frauen jagten ihn fort; dann trieb er sich auf der Straße herum wie ein fremder Hund. Wenn er einen Seufzer aus dem Stübchen über der Milchammer hörte, so setzte er sich dem Gabel gegenüber hin und stöhnte. Grannie versuchte, ihn zu trösten: „Nimm Dir's nicht so zu Herzen, mein Junge, 's wird bald eitel Freude sein,“ sagte sie, „ist nur das Kind erst da, so wird alles wieder gut.“

Doch Pete war erbittert und rebellisch. „Was soll mir das Kind? Nur sie, nur sie will ich haben, und wenn sie mich verläßt — o Gott, wenn sie mich verläßt. Gott, per-

zelle es mir — aber das kann sie mir nicht anthun. Bei Gott, es wäre ein Unrecht," fügte er stöhnend hinzu.

Endlich kam Nancy Joe heraus und nahm ihn ernstlich vor: „Sehen Sie, Pete, wenn Sie Ihre Frau unter die Erde bringen wollen und zwar ziemlich rasch, so fahren Sie nur fort, sich so närrisch zu geben. Wollen Sie das aber nicht, so machen Sie, daß Sie fortkommen und lassen Sie sich nicht eher wieder blicken, als bis Sie gebraucht werden.“

Damit wurde Petes Unruhe endlich beschwichtigt. Das Fischen hatte in diesem Jahre zeitig begonnen und er ging die nächste Nacht auf den Heringsfang.

Räthe mußte lange ausharren und die Frauen überwachten sie zitternd. „Es ist eine Woche oder zwei zu zeitig," sagte die eine. „Das Wetter ist warm," sagte eine andre. „Das süße Geschöpf. Es kommt etwas früh," sagte Grannie.

Räthe selbst hatte weniger Furcht.

„Sterben die Frauen oft dabei?" fragte sie.

„Verhältnismäßig sehr selten," antwortete der Doktor.

Und dann fragte sie wieder:

„Stirbt das Kind aber manchmal?"

„Nun, es ist mir wohl vorgekommen, doch nur, wenn der Mutter ein Unglück widerfahren ist — durch den Verlust des Mannes zum Beispiel.“

Sie lag unruhig im Bett, wünschte sich selbst den Tod, hoffte auf den Tod des noch ungeborenen Kindes, vor dem sie sich fürchtete, weil sie glaubte, daß sie es hassen und verabscheuen würde. Endlich ertönte der erste Schrei des Kindes, dieser Schrei aus tiefster Stille, der noch nie zuvor laut geworden ist. Für die Mutter aber, die dem Kinde das Leben geschenkt hat, gehört seine Stimme von nun an zu allem, was ihre Welt ausmacht, in Freud' und Leid, in Lachen und Weinen. Sie verlangte, daß man ihr das Kind zeige, und als man es that und es ihr unter sanftem Surren und närrischen Worten brachte, durchsichtigte sie mit furchtvollem Blick das kleine, runzlige Gesicht und hielt sich dann die Hände vor die Augen. „Nehmt es weg!" schrie sie und drehte sich nach der Wand. Ihre unbestimmte Furcht war zur Gewißheit geworden: das Kind war das Kind ihrer Sünde — sie war eine schlechte Frau.

Aber alle Scham, alle Furcht, aller Schrecken müssen vor dem Flehen eines neugeborenen Kindes verstummen. Das Kind schrie aufs neue, und in dem grausamen Kampfe zwischen Liebe und Angst siegte das Muttergefühl. Das Herz der Mutter erwachte und schwellte. Sie hatte doch jedenfalls nun ihr Kind. Mehr war ihr nicht zu teil geworden für alles, was sie erlitten hatte; es war aber genug, und ein großer, kostbarer Schatz.

„Seid Ihr auch sicher, daß es gesund ist?" fragte sie, „ganz, ganz gesund? Sieht nicht das kleine Gesicht aus, als ob seine Mama geweint hätte, wie?"

„Gewiß nicht," sagte Grannie, „es ist so munter wie ein neugeborenes Kind nur sein kann.“

Die Frauen liefen geschäftig hin und her, kicherten mit einander auf den Treppenabsätzen, lachten vor der Thür und schalteten über ihren eignen Lärm, bevor sie ins Zimmer hineinglitten. Das Kind schrie noch immer erbärmlich und winnerte; Grannie aber redete ihm mit vielem Kopfschütteln und ernster Stimme zu, es sei jetzt gar kein Grund mehr zum Weinen und Klagen, nun es endlich gekommen wäre. Räthe selbst murmelte mit gefalteten Händen, als ob sie betete: „Gott ist sehr gut und der Doktor auch, und es ist gut, daß Gott uns Aerzte gegeben hat.“

„Liegen Sie nur jetzt ruhig, ich werde in einer oder zwei Stunden wieder kommen," rief Doktor Nylechreest zurück, der schon in der Thür stand.

„Du lieber Himmel, was wird aber der Vater sagen?" rief Grannie, und alle verwunderten sich nun und lachten, wie das in jedem Hause geschieht, über dessen Dach die Engel des Lebens und des Todes, lange zweifelnd geschwebt haben, bis endlich ein kleines Kindergeächel zum Vorschein kam.

VIII.

Als Pete im kalten Sonnenschein des frühen Morgens am Quai entlang fuhr, verauktionierte John, der Küster, auf einem Tische stehend, gerade den Fischesfang der Nacht.

„Ich habe eine Nachricht für Sie, Mr. Quilliam," rief er, als Petes Boot mit zur Hälfte gestrichenen Segeln in den Hafen einfuhr. Pete landete, sprang ans Ufer und eilte dem Plage zu, wo John am Ende des Hafendamms, von vielen Käufern in kleinen Wagen umringt, deren Gebote auf die Fische annahm.

„Einen Augenblick, Kapitän," schrie er über seinen aus-

gestreckten Arm hinweg, mit dem er einen Hering hinaushielt, der noch die Kiemen auf und zu machte. „Zehn Mease") von dieser Sorte, der letzte Posten, wohlgenährt, frisch und munter — wer bietet darauf? Fünf Schillinge? Dank Ihnen — und drei Pence. Fünf und drei. Es ist noch zu haben, Jungen — nur fünf und drei. Und sechs, Dank Ihnen. Wird noch nicht ziehen — fünf und sechs. Sechs Schillinge? Niemand mehr als sechs? Und sechs? Niemand mehr als sechs und sechs," — „Sieben Schillinge!" schrie jemand mit einer Stimme wie ein Nebelhorn. „Sie gehören Annie, der Höferin," sagte John und sprang auf den Boden herab, „und jetzt, Kapitän Quilliam, wollen wir gehen und auf des jungen Herrn Gesundheit trinken.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Linoleum.

In den letzten Jahren hat ein Material als Fußbodenbelag unter der Bezeichnung Linoleum so allgemeine Verwendung gefunden, daß heutzutage eine hochentwickelte Industrie damit beschäftigt ist, den bedeutenden Verbrauch an Linoleum zu decken.

Bei der Linoleumfabrikation handelt es sich im Princip darum, staubfreie Korkabfälle mittels geeigneter Zerkleinerungsmaschinen, Mischapparate und Walzen unter Zuzug von Klebematerialien zu einer zusammenhängenden Masse auszuwalzen, die auf ein Gewebe gebracht wird. So einfach demnach die Herstellung des Linoleums erscheint, so kompliziert ist aber die Ausführung der Fabrikation.

Die hauptsächlich in Spanien und Algier wachsende Korkrinde liefert eins der Hauptbestandteile des Linoleums; allerdings ist die Industrie praktisch genug, nicht die teuren Korkböcker direkt zu kaufen, sondern sie begnügt sich, die in den großen Korkschneidereien entstehenden Korkabfälle zu verarbeiten. Dieses ist natürlich für die Erzielung eines wohlfeilen Fabrikates sehr wichtig und liegt auch sonst im Interesse der Linoleumherstellung, da der zur Verwendung gelangende Kork doch zerkleinert werden muß. Früher mußte man die bedeutenden Abfälle der Korkschneidereien als Brennmaterial verwenden; dann ging man dazu über, Puppenköpfe, Bälle für Rettungszwecke, Matragen usw. damit zu füllen. Trotzdem konnten die großen Abfallmengen der Korkschneidereien nicht alle Verwertung finden, bis man in letzter Zeit dazu kam, diese Abfallprodukte zur Herstellung von Korksteinen und dann besonders von Linoleum zu verarbeiten. Die Korkschneidereien liefern nach der Herstellung der Pfropfen etwa sechzig Prozent des Materials als Abfall. Wie bedeutend die deutliche Industrie, welche Korkabfälle verarbeitet, zur Zeit ist, kann man daraus ersehen, daß im Jahre 1898 zehn Millionen Kilo Kork und außerdem noch elf Millionen Kilo Korkabfälle bei uns eingeführt wurden.

Das zweite wichtige Element der Linoleumfabrikation ist das Leinöl, weil dieses das einzige Bindemittel ist, welches bis jetzt für die Erzeugung guten Linoleums in Betracht kommt. Da die in Europa erzeugten Leinölmengen nicht für den Bedarf der Linoleumherstellung ausreichen, so wird auch indisches und argentinisches Erzeugnis verarbeitet. Leider ist das Leinöl großen Preisschwankungen unterworfen; so wurden z. B. im Jahre 1896 für 100 Kilo Leinöl 35 bis 40 M. gezahlt, während man 4 Jahre später für dieselbe Gewichtseinheit 8 bis 20 M. mehr als im ungünstigsten Falle im Jahre 1896 anlegen mußte. Natürlich ist die Preissteigerung ein großer Anreiz, um dieses Bindemittel der Linoleumherstellung durch andre Klebstoffe zu ersetzen, die billiger sind. Aber leider sind trotz der größten Anstrengungen bisher alle Versuche in dieser Hinsicht resultatlos verlaufen.

Bemerkenswert sind nur große Mengen von Linoleum in der Naturfarbe, also in jener allbekannten dunkelbraunen Färbung Verwendung finden, die man für gewöhnliche Zwecke des Fußbodenbelags überall sehen kann, so werden doch auch anders gefärbte und gemischte Linoleummateriale hergestellt, und daher gehören dem auch zu den Rohmaterialien einer Linoleumfabrik sehr gute Farben. Außerdem kommt dann noch das gummiartige Harz für den Einkauf der Rohmaterialien einer Linoleumfabrik in Betracht, welches unter dem Namen Kauri-Kopal verhandelt wird.

Wie schon erwähnt, wird das Linoleum auf einen Stoff gewalzt. Dieser Stoff soll der Korkmasse den nötigen Halt während des Transportes und während des Gebrauches geben; man verwendet daher die sehr haltbare Jute als Material zum Unterlegen des Linoleums.

Wollen wir nun den Prozeß der Fabrikation verfolgen, so müssen wir zunächst die Vorbereitung der Korkabfälle betrachten. Die Korkstücke werden zu diesem Zweck in trockenen oder in geeigneten Räumen von der anhaftenden Feuchtigkeit befreit und dann durch einen Vorbrecher geschickt, wobei der Kork über kräftige Magneten gehen muß, damit alle etwa im Rohmaterial befindlichen Eisenstücke ausgesondert werden und nicht die Maschinen beschädigen können. Nunmehr läßt man die bis auf Haselnußgröße zerkleinerten Korkstücke durch Mahlgänge zu feinem Korkmehl zerkleinern, während man gleichzeitig für Absonderung des Staubes sorgt. Da das Korkmehl nicht nur leicht zu sogenanntem

*) Ein Mease ist ein Maß von 500 Heringen.

Staubexplosionen Veranlassung giebt, sondern auch die Gesundheit der in solchen Betrieben beschäftigten Arbeiter bedroht, so geht der Transport des Korbes durch die verschiedenen Maschinen mittels mechanischer Beförderungseinrichtungen von entsprechend zweckmäßiger Beschaffenheit in geschlossenen Gehäusen vor sich.

Als Bindemittel kann man das Leinöl nicht ohne weiteres benutzen, sondern es muß zuvor einer sehr unständlichen Vorbereitung unterworfen werden. Dem Leinöl muß nämlich, um es zu dem für die Linoleumindustrie so wichtigen Klebstoff Linoglyz in zu verwandeln, Sauerstoff zugeführt werden. Dieses geschieht hauptsächlich nach zwei Verfahren, nämlich nach der Methode Taylor oder nach dem System Walton.

Bei dem Walton-Verfahren werden in einem großen Raum lange Stoffstreifen (sogenannte Gewebebahnen) ausgespannt und durch maschinelle Einrichtungen fortgesetzt mit Leinöl versetzt. Im Laufe von einigen Monaten bringt man so auf die Gewebebahnen Schicht auf Schicht, bis endlich die Ernte, d. h. die Einsammlung des verdichteten Leinöls vor sich gehen kann. Dadurch, daß das Leinöl auf den Gewebebahnen der erwärmten Luft ausgesetzt ist, wird durch die Aufnahme von Sauerstoff die gewollte Umwandlung des Oels in den begehrten Klebstoff vollzogen. Da diese Methode sehr große Räume, lange Zeit und mithin große Geldmittel erfordert, so wendet die Industrie vielfach auch das Verfahren von Taylor an.

Der Engländer Barnacott kann das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die Methode zur schnellen Ueberführung des Leinöls in Linoglyz gefunden zu haben; diese besteht nun darin, daß er in das kochende Leinöl Luft blies und außerdem noch Mittel hineingab, die stark Sauerstoff entwickeln. Diese Arbeitsweise ist von Taylor in die Praxis eingeführt worden und wird heute in folgender Form angewandt: Das in einem Kofger erhitzte Leinöl wird bei Erreichung der geeigneten Temperatur mit dem Sauerstoff erzeugenden Materialien versetzt und zwar werden diese Stoffe immer in kleinen Mengen zugegeben, damit ein Ueberlocken vermieden wird. Derartige Zusatzstoffe sind: Weizener, Bleiglätte, Zinkoxyd, Mangansuperoxyd etc. Obwohl nun solche Zusätze nur bei einer in engen Grenzen gehaltenen Temperatur zweckmäßig sind, so braucht man doch zur Bestimmung dieser erforderlichen Hitze in den Fabriken keine Thermometer, weil der erfahrene Arbeiter eine viel einfachere Methode anwendet. Statt nämlich unständlich mit einem Thermometer zu hantieren, spießt der Arbeiter in die Masse und erkennt durch das dadurch entstehende Ristern und zischende Geräusch die geeignete Temperatur. Die Zusätze, die Zuführung von Luft und die Steigerung der Heiztemperatur auf etwa 300 Grad verwandeln das Leinöl in kurzer Zeit in die für die Linoleumindustrie so wichtige klebrige Masse von dunkler, gummiähnlicher Farbe und Beschaffenheit. Diese Masse wird nun aus den Kochgefäßen in Kühlvorrichtungen gelippt; nachdem sie hierin erkaltet ist, schiebt man sie in Würfel von ungefähr 40 Centimeter Seitentlänge aus.

Soweit Öl aus dem Verfahren Walton zur Verwendung gelangt, wird dieses noch auf Walzen von ungleicher Geschwindigkeit gemahlen und dann mit Kautschopel und Parz gemischt. Dieses Mischen findet in der Weise statt, daß man die Materialien in eine Pfanne bringt und sie hier unter fortwährendem Umrühren erwärmt. Die so erhaltene Klebemasse, welche in der Linoleumtechnik meist mit „Cement“ bezeichnet wird, kam jetzt zur Herstellung des Linoleums verwendet werden; in einigen Betrieben pflegt man allerdings die Masse nochmals durchzuwalzen und sie erst dann erkalten zu lassen.

Bei der Herstellung des Linoleumstoffes gelangen nun viele Maschinen von sehr verschiedenen Konstruktionen zur Anwendung. Zunächst handelt es sich um die möglichst innige Mischung zwischen Korkmehl und dem aus dem Leinöl gewonnenen Klebstoff, sowie der zur Verwendung gelangenden Farbstoffe. Außer dem Leinölklebstoff gelangen also bei der Linoleumfabrikation keinerlei flüssige oder breiartige Mittel zur Anwendung.

Hat so die Mischung der Rohmaterialien verschiedene Misch- und Walzvorrichtungen passiert, dann läßt man sie zum Schluß über eine stark gekrümmte Walze laufen. Auf dieser kalten Walze bleibt das Gemisch haften, um von einer mit vielen Stiften besetzten, sich schnell drehenden andern Walze in kleinen Stücken abgerissen zu werden. Das so erhaltene geförnte Produkt ist nun zur eigentlichen Erzeugung des Linoleumstoffes fertig.

Um jetzt das plastische Korkmaterial mit der als Unterlage notwendigen Jute zu vereinigen, läßt man den Jutestoff durch Walzen gehen, während gleichzeitig das Linoleummateriale zugeführt wird. Nach dem Passieren der ersten Walzenanordnungen ist das Produkt noch nicht fest genug aus- und zusammengepreßt, weshalb es noch mehrere Walzenpaare passieren muß, die infolge der geringeren Durchgangshöhe das Material sehr innig zusammensfügen.

Nunmehr handelt es sich aber noch darum, die Rückseite der Jute durch geeignete Behandlung namentlich gegen Feuchtigkeit möglichst widerstandsfähig zu machen. Zu diesem Zweck wird die Rückseite des Jutestoffes von Maschinen mit einer Art Einöl-impregnierung versehen.

Bevor das so hergestellte Linoleum in den Handel gelangt, muß es einem Trocknungsprozeß, der sich allerdings besser als ein weiterer Oxydierungsprozeß des benutzten Linoglyz bezeichnen läßt, unterworfen werden. In den Trockenräumen wird das Linoleum meist zwischen zwei bis fünf Wochen behandelt, um dann, bevor es zum Verkauf kommt, genau auf die gangbaren Breiten beschnitten zu werden.

Die deutsche Linoleumtechnik hat in den letzten Jahren in jeder Hinsicht ganz bedeutende Fortschritte gemacht. Während dieses Belagmaterial ursprünglich in England hergestellt wurde, macht jetzt das deutsche Fabrikat den englischen Produkten ganz empfindliche Konkurrenz. Namentlich in der Herstellung gemusterter Linoleumarten leistet jetzt die deutsche Linoleumtechnik Hervorragendes. Während früher die gemusterten Linoleumstoffe nur bedruckt waren, werden dieselben in letzter Zeit in großen Maßstäbe durchmüßert hergestellt, d. h. die gefärbten Linoleummassen gehen von der Oberfläche bis unten zu der Jute-Unterlage, während bei den bedruckten Mustern die Farbe natürlich nur die obersten Stoffpartien durchdringt hat, so daß nach langem Gebrauch die Musterung durch die Abnutzung verschwindet.

Außer den Linoleum-Läufern und Teppichen, die in verschiedenen Größe-Abmessungen fabriziert werden, finden hauptsächlich die zwei Meter breiten Linoleumstreifen als Fußbodenbelag Verwendung. Man macht diesen Stoff darum sehr breit, weil man so beim Verlegen recht wenig Fugen erhält. Für das Verlegen selbst ist ein glatter Fußboden eine selbstverständliche Voraussetzung, da sich sonst der Belag in die Vertiefungen eintrifft; daher wird denn auch unebener Fußboden vorher in entsprechender Weise geglättet.

Die hergestellten Linoleumfabrikate sind sehr verschiedener Art, da man bei der Fabrikation auf die mannigfachen Bedürfnisse des Bauwesens Rücksicht nehmen muß; daher kommt es denn, daß es eine große Anzahl von Specialmarken dieses Belagmaterials giebt.

Daß das Linoleum ein Stoff von ganz ausgezeichnete Haltbarkeit ist, dürfte allgemein bekannt sein; wir wollen daher nur auf ein amtlich festgestelltes Beispiel hinweisen: Während der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 waren die Fußböden und Treppen des „Deutschen Hauses“ mit Linoleum belegt. Trotzdem dieser Stoff nun täglich einen Verkehr von 40 000 Besuchern auszuhalten hatte, ließ sich eine nennenswerte Abnutzung nicht nachweisen. —

B. M. G r e m p e.

Kleines Feuilleton.

bl. Die Gütige. „Besetzt!“ rief der Schaffner; das junge Mädchen sprang aber doch auf das Trittbrett. Sie bat: „Ach, lassen Sie mich doch nur mit! Es ist ja bloß eine Person mehr, und meine Mutter ist doch schon drin!“

„Aber ich darf doch nicht, meine Dame!“

„Wenn meine Tochter nicht mitkommt, steige ich auch wieder aus!“ rief eine Stimme aus dem Wageninnern; zugleich kam in der Thürfüllung der Kopf einer älteren Dame zum Vorschein.

„Na nu bleiben Sie schon,“ sagte der Schaffner. „Stellen Sie sich hierher, Fräulein, denn der Schutzmantel Sie nicht sieht.“ Er wies auf einen Platz an der Treppe und gab zugleich das Zeichen zum Abfahren.

Langsam und schwerfällig rollte der Omnibus weiter.

„Nun geh's auf einmal,“ sagte die alte Dame und setzte sich wieder.

Die Tochter machte es sich auf der Plattform bequem. Es war eng da, sie fand aber doch noch ein Fleckchen, wo sie sich anlehnen konnte. Sie war jung, elegant und niedlich. Mit etwas höchnitiger Miene musterte sie ihre nächste Umgebung: ein Herr und eine Frau mit einem Kinde. Die Frau sah ziemlich ärmlich aus, sie war auch erschöpft von der Hitze. Sie hob das Kind von einem Arm auf den andern. Das Fräulein zog das zarte Musselinleid etwas fester an sich und rückte seitlich. Das Kind griff nach den Spitzengenden, die von ihrem Strohhut niederhingen.

„Darf ich Ihnen meinen Platz anbieten?“ fragte in diesem Augenblick eine Stimme aus dem Wagen: „Bitte, gnädiges Fräulein.“

Ein Herr war aufgestanden und wies auf seinen Platz; es war übrigens auch ein eleganter Herr, schneidig und galant, der Rod war nach neuester Mode. In seiner blendend weißen Wäsche funkelten kleine Goldknöpfe.

„Ach danke, Sie sind sehr liebenswürdig“, stammelte das Fräulein, „ich kann ja aber stehen.“

„O bitte, bitte“, er kam vollends heraus, „es wird mir ein großes Vergnügen sein.“

„Na nu, ein oder raus?“ sagte der Schaffner.

„So setz Dich doch, Eva“, rief die Mutter heraus. „Wenn der Herr doch so liebenswürdig sein will!“

„Ach, ich stehe aber wirklich gut“, das Fräulein warf ein paar hilfsehbende Blicke umher, „nein, bitte, behalten Sie doch Platz . . . oder wenn . . . nein, dann setzen Sie sich doch . . . Sie haben ohnehin das schwere Kind zu tragen!“ Sie wandte sich mit einem jähren, liebenswürdigen Lächeln zu der Frau mit dem Kinde.

„Das war brav!“ rief jemand im Wagen.

„Ja, wenn Sie erlauben“, die Frau war gleich dabei, sie atmete ordentlich auf und warf dem Fräulein einen dankbaren Blick zu. „Ach nee, was Sie aber gut sind, ich stehe nämlich schon bald den ganzen Weg.“ Sie hastete in den Wagen hinein.

Das Fräulein war ein bißchen rot geworden, unter dem weißen Spitzenbehang des Huttes sah sie verständig zu dem eleganten Herrn hinauf: „Ach — ich danke Ihnen aber wirklich.“

„Oh bitte, hat nichts zu sagen.“ Er hatte den Platz der Frau eingenommen, er zündete sich eben eine Cigarette an: „Ich bin zu Damen immer höflich.“ Er betonte das Wort „Damen“ sehr scharf. Das Fräulein wurde noch röter.

„Närrisch teilt man für Damen ein“, sagte der andre Herr mit derselben scharfen Betonung. „Das erfordert schon die gute Erziehung.“

„Aber manchmal wissen Damen das auch gar nicht zu würdigen“, sagte eine Stimme aus dem Wagen; sie gehörte einer ebenfalls sehr eleganten Dame, der Begleiterin des eleganten Herrn.

„Aber, manchmal nicht, im Gegenteil.“

Der Herr, der seinen Platz aufgegeben hatte, lachte etwas ironisch und streifte Eva mit einem molanten Blick. Er suchte die Achseln.

„Na ja, man muß es so hinnehmen, ich werde aber dessenungeachtet zu Damen immer höflich sein.“

„Und es ist wirklich zu gut von Sie.“ Klang aus dem Wagen die Stimme der Frau heraus, „von's Landsberger Thor an steh ich nun schon mit dis schwere Kind und denken Sie, een Mensch hat Platz gemacht? 's is wirklich zu gut von's junge Fräulein.“

„Eva, mir müssen aussteigen“, rief die Mutter und trat auf die Plattform.

„Aber nein, Mama, noch nicht.“

„Ja, komm mir“, sie winkte dem Schaffner, zu halten.

„Aber, Mama, hier schon?“ Eva sah dem Omnibus nach und schüttelte den Kopf.

„Ja gewiß, hier schon.“ Die Mutter fuhr auf sie los. „Denkst Du, ich werde mich noch länger den Bemerkungen aussetzen? Was ist denn das für ein Benehmen von Dir?“

„Na, Mama —“

Die Mutter ereiferte sich immer mehr. „Was? Ein Herr bietet Dir seinen Platz an und Du giebst ihn dem ordinären Weib? Denkst Du, der Herr wäre für das ordinäre Weib aufgestanden?“

„Aber Mama, ich hab' doch nur . . .“

„Na, sie haben es Dir zu verstehen gegeben“, fuhr die Mutter höhniisch fort. „Schöne Dinge haben sie Dir gesagt. Dem muß man sich aussetzen. Was geht Dich denn die Frau an? „Lah' doch die sich krumm und schief stehen; hat es Dich zu kümmern? Bozu diese Güte?“

„Aber Mama, so laß' mich doch ansprechen.“ Eva kam gleichfalls in Horn. „Zunmer fällst Du gleich über mich her. Denkst Du denn, mir war's um die Frau zu thun? Ich wollte bloß nicht aus der frischen Luft 'raus in den schenklischen dumpfen Wagen. Darum schickte ich die Frau hinein. „Wär's 'n Sommerwagen gewesen, hätte ich mich doch gleich gesetzt.“ —

Sittlerarisches.

k. Ein Zeitungsmann im hohen Norden. Aus Grönland kommt die Nachricht von dem Tode Lars Moellers, des Mannes, der, selbst ein Eskimo, als erster versucht hat, die Civilisation unter seinen Landsleuten zu verbreiten, und der sie auch mit der ersten Zeitung beglückt hat. Lars Moeller war einer der Eskimos, die Professor Nordenfjöld als Führer diente. Er war gewandt und verständig und wurde durch den Einfluß Nordenfjölds und seiner Gefährten bald europaisiert; sie lehrten ihn auch lesen. So oft er die geringste Zeit übrig hatte, sah Moeller in einer Ecke der Hütte und buchstabierte aus einem Buche oder einer Zeitung. Zeitungen interessierten ihn aufs höchste, und er hat fortwährend um Auskunft über die Art, wie sie ihre Nachrichten erhalten, wie sie gedruckt werden, wie die Illustrationen vervielfältigt werden können, und über ähnliche Fragen mehr. Als Nordenfjöld von Moeller Abschied nahm und nach Schweden zurückkehrte, teilte ihm der Eskimo zur höchsten Belustigung der Schweden mit, daß er Journalist werden wolle. Nordenfjöld lachte. Ein Journalist in Grönland? Und wenn Lars Moeller schließlich eine Zeitung hätte herausgeben können, er war aber doch der einzige Eskimo in Grönland, der lesen konnte und die Verbreitung eines noch so guten Blattes wäre also auf einen Leser beschränkt geblieben, der noch dazu ein Freiemplar erhielt. Darauf erklärte aber Moeller, daß er anfangs nur Bilder bringen wolle, die er selbst auf Holz zeichnen und so gut er könne abdrucken werde. Er hatte selbst ein Verfahren dazu angedacht. Mittels seiner Wilder würde er dann seine Landsleute lesen lehren. Sogleich nach seiner Rückkehr nach Schweden dachte nunmehr Nordenfjöld daran, eine kleine Druckerpresse, mit Typen, Papier, Druckfarbe und alles, was für ein Zeitungsunternehmen im Kleinen nötig war, abzusenden. Bald nachdem er das Geschenk erhalten, gab Lars Moeller die erste Nummer seiner „Zeitung“ heraus, die er, obgleich sie nur aus Bildern bestand, mit dem ganzen Stolz auf seine eignen Kenntnisse „Lektüre“ taufte. Lars Moeller verteilte die erste Nummer seiner Zeitung einfach auf einer Wanderung auf Schneeschuhen und einer Schlittenreise und ließ in jeder Hütte, die er konnte, ein Exemplar zurück. In jeder Gruppe von Hütten setzte Moeller sich mit den intelligentesten unter den Eskimos in Verbindung und lehrte sie allmählig, was er selbst mußte. Sie lehrten wieder die Leute ihrer Nachbarschaft, und diese verbreiteten ihre Kenntnisse ihrerseits weiter, so daß es jetzt wenig erwachsene Eskimos giebt, die nicht ein wenig lesen können. In Dänemark interessierte sich die öffentliche Meinung sehr für die Geschichte von Lars Moellers Zeitung, und es ist nicht lange her, daß man für eine neue Presse und das übrige Inventar sammelte. Und nun kommt aus dem eisstarrenden Norden die Nachricht, daß der wadere Begründer des Journalismus im Polarreise tot ist, daß aber ein andrer Eskimo die „Polarzeitung“ im Sinne ihres Begründers fortführen wird. —

Geologisches.

cc. Die Massenverteilung im Innern der Erde scheint für uns ein unlösbares Problem, da wir ja nur eine sehr dünne Schicht durchbrechen können, um uns unmittelbar Aufklärung über die Gesteine zu holen, welche die Erdrinde bilden. Von einem wirklich tiefen Eindringen werden wir sehr bald durch die mit der Tiefe unerträglich zunehmende Hitze zurückgetrieben. Durch das Pendel aber sind wir trotzdem im stande, uns wenigstens ein ungefähres Bild über Massenanhäufungen oder Massenbefete unter der uns zugänglichen Oberfläche zu bilden. Die nächstgelegenen Massen beeinflussen die Richtung des Pendels, welches in der Nähe von Bergen durchaus nicht genau in der lotrechten Linie nach unten weist, sondern kleine Abweichungen von der durch astronomische Messungen festgestellten Lotrichtung zeigt. Zahlreiche und genaue Messungen über die Pendelabweichung sind vor kurzem in Indien beendet worden und ihre Resultate im „Geographischen Journal“ mitgeteilt worden. Die Messungen selber wurden durch die Beobachtung veranlaßt, daß man selbst an der Südspitze Indiens, bei Kap Kumari, noch Pendelabweichungen von mehr als 1/2 Sekunde erhielt, während man bisher geglaubt hatte, daß nur im nördlichen Indien unter dem Einfluß des Himalahagebirges sich Abweichungen zeigen. Die an zahlreichen Stationen angestellten Messungen haben nun ergeben, daß auf der Linie von Kalkutta in nordwestlicher Richtung nach Delfa das Pendel nach dem Centrum der Erde zeigt, nördlich von dieser Gegend haben wir aber eine Abweichung nach Süden, südlich von dieser Linie dagegen eine Abweichung nach Norden. Indien wird in einer Länge von 1600 Kilometer parallel dem Himalaya von einer unterirdischen, mächtigen Kette durchzogen, deren Massenwirkung auf das Pendel sich über mehr als 20 Breitengrade erstreckt. Ob diese gewaltige Kette aus eingelagerten Metallmassen von besonders großer Dichte, Gold oder Platin, besteht, ob sie aus weniger dichten Metallen, z. B. Eisen, gebildet ist, entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis, da uns die Pendelabweichungen nur mit Sicherheit ihre Existenz, Lage und Länge angiebt. —

Humoristisches.

— Der heille Eid. In fröhlicher Laune betritt der Großbauer Schwefelmaier die Wirtshube. Eben kommt er vom Stadtgericht, wo er den langwierigen Prozeß gegen seinen Nachbar durch einen heute abgelegten Eid endlich gewonnen hat.

„So, so!“ sagt der Ökshwirt, dem er das wichtige Ereignis voll Freude mitteilt, „also g'schworen hast, Schwefelmaier? „Hm,“ meint er dann bedenklisch, „i könnt mi' net so leicht dazu entschließen an Eid abz'legen. Mir fällt halt alleweil die G'schicht ein von dem Bauern, der aa amal g'schworen hat und — es war wohl a bissel was net richtig dabei — am nächsten Tag hat ihm die Drechs' maschin' die drei Schwunfing'er wegg'rissen!“

Unwillkürlich zieht der Schwefelmaier die drei betwachten Finger ein, macht ein nachdenkliches Gesicht und starrt vor sich hin. Im nächsten Augenblick aber lacht er schon überlegen: „Ah was! I bin ja gegen Unfall' versicherl!“

— Im Salon. Besucher: „Welche Zeitschriften halten denn gnädige Frau?“

Gausfrau: „O, wir sind auf keine abonniert, wir schreiben nur hie und da um Probenummern.“

(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Kraut und Rüben. Das ehemalige Boizogensche Heberbrettel wird im Herbst, wenn es nach dem Willen der Direktoren geht, zu einem Einakter-Theater (Singspiele, Poesien, Grotesken, neuester und ältester, inländischer und ausländischer Autoren) werden. Etwas übergebrettelt soll nebenbei auch noch werden.

— Engelbert Gumperdind hat eine neue Märchenoper „Dornröschen“ komponiert. —

— Die Errichtung eines „Nationaldenkmals“ für Richard Wagner wird von einem Leipziger Komitee geplant. Ein allgemeines Preisanschreiben soll an deutsche Künstler ergehen. —

— Kostenfreie Vorträge über Kunstgeschichte für Arbeiter veranstaltet Museumsdirektor Aldenhoven in Köln. Der erste Vortrag, der Sonntag gehalten wurde, war recht gut besucht (auch von Frauen und Mädchen). —

— Heber Pflanzen- Wachstum enthält „Brages Australasian Almanac“ für 1902 eine interessante Angabe. Das Experiment wurde in der Weise ausgeführt, daß Maiskörner gleichzeitig nebeneinander verschieden tief in die Erde gesteckt wurden. Die Körner in 20 Millimeter Tiefe brachten acht Tage, bis der erste Sproß an der Erdoberfläche erschien, bei 25 Millimeter dauerte es schon einen halben Tag länger, bei 50 Millimeter zehn Tage, bei 75 Millimeter zwölf und bei 100 Millimeter na zu 14 Tage, so daß auf je einen Zoll größere Tiefe fast je zwei Tage Verspätung kommen. Je dünner also der Samen mit der Erde bedeckt wurde, um so eher erschien der Keim an der Erdoberfläche und um so kräftiger wurde später der Stengel. —